

In diesem Sinne kann der vorliegende Band insgesamt überzeugen. Die verschiedenen Beiträge sind mit großer Kompetenz geschrieben und geben dem interessierten Leser einen Einblick in die unterschiedlichen Facetten eines seit 3000 Jahren intensiv erschlossenen Kulturraumes. Gerade das Titelthema *Grenzen und Entgrenzungen* wird heterogen vorgestellt. Für das notwendige Projekt einer Kulturgeschichte des Mittelmeerraums und des transnationalen Kulturaustausches bietet der Band, wie oben schon erwähnt, zahlreiche instruktive Einzelanalysen und Beispiele auf hohem theoretischen Niveau. Zu wünschen wäre im Sinne einer Kultursynthese allerdings, daß sowohl die transnationale als auch die transhistorische Perspektive noch deutlicher betont worden wären. Lediglich der Eingangsbeitrag von Monika Schmitz-Emans leistet in dieser Hinsicht einen kulturhistorischen Rundumschlag. Alle übrigen Beiträge bleiben in ihren angestammten Bereichen: Während die historischen und alphilologischen Beiträge sich vor allem dem Zeitraum bis zur Frühen Neuzeit widmen, beschäftigen sich die Literatur- und Sozialwissenschaften vornehmlich mit der Gegenwartskultur. Hier wäre ein stärkerer komparatistischer Einfluß und der Mut zu einer – wenn auch vielleicht lückenhaften – Antwort auf die Frage, was denn mediterrane Kultur ist, wünschenswert gewesen. Dennoch ist dieser Band zumindest in der deutschsprachigen Wissenschaft eine Pionierleistung, von der hoffentlich weitergehende Impulse bei der Beschäftigung mit dem für die europäische Kultur grundlegenden Kulturraum ›Mittelmeer‹ ausgehen.

Peter Goßens

Stephan-Alexander Ditze: *America and the Americans in Postwar British Fiction. An Imagological Study of Selected Novels*. Heidelberg (Winter) 2006. 368 S.

Die Ergebnisse imagologischer Forschung stehen gelegentlich unter dem Verdacht, Literatur nur als Quellenmaterial für eine im Grunde soziologische Fragestellung zu funktionalisieren, ohne dabei den spezifischen Bedingungen, unter denen in der Literatur Bedeutung generiert wird, Rechnung zu tragen. Insofern gibt es eine ganze Reihe methodologischer Probleme und erkenntniskritischer Vorbehalte gegenüber der komparatistischen Imagologie, die wissen will, wie Selbst- und Fremdbilder der Nationen in der Literatur entstehen und verhandelt werden. – Es ist das Verdienst der gleichermaßen gründlichen wie verständlich geschriebenen Arbeit von Stephan-Alexander Ditze, die methodologischen Probleme der Imagologie nicht zu ignorieren, sondern der Methodenfrage etwa ein Drittel des Umfangs zu widmen. Allerdings begibt sich der Autor hier in ein an Untiefen reiches Gewässer. In einem ersten Teil wird ein »Critical Survey of (Comparative) Literary Imagology« geboten, der umfassend in die Fachdiskussion einführt. In einem zweiten Teil wird ein »Structuralist Approach to Literary Imagology« geboten, der eine neue Begrifflichkeit verwendet und detailliert das in den folgenden Studien von fünf diachron gewählten Texten der englischen Literatur benutzte Raster entwickelt. Es handelt sich aber nur in einem begrenzten Sinne um eine komparatistische Arbeit. Denn hier wird in nur einem Sprachraum operiert und ausschließlich die britische Perspektive behandelt. Aufgrund dieser Beschränkung läßt sich gewissermaßen von der Übertragung der komparatistischen Methode in die Anglistik sprechen. Dabei entfällt jedoch gerade der von Dyserinck so nachdrücklich geforderte »suprana-

tionale Standpunkt«, der als Kern komparatistischer Arbeit generell gelten kann. Diesen kritisiert Ditze hinsichtlich der geforderten kulturellen Neutralität, die selbst ein hochgradig kulturell kontingentes Konstrukt sei (vgl. 43). Außerdem, so argumentiert Ditze, »researchers trying to meet Dyserinck's standard would have a hard time divesting themselves from their own upbringing and socialization.« (ebd.) Sonst könne Supranationalität nur erreicht werden, wenn Forscher ausschließlich solche imagologischen Studien unternähmen, bei denen ihre eigene Nation nicht vorkomme. Dies hält Ditze für illusorisch und schlägt statt dessen vor, »imagological critics should simply be careful not to unconsciously grant their culturally determined underlying assumptions a foothold in their analyses.« (ebd.) Dieser hermeneutisch nicht sehr substantielle, gut gemeinte Ratschlag wird in dem darauffolgenden Unterkapitel, das den epistemologischen Status der literarischen Imagologie zu verhandeln verspricht, jedoch nicht weiter entwickelt. Stattdessen bestreitet Ditze der Imagologie den Status eines eigenständigen Forschungsgebietes oder gar einer eigenen Disziplin. Er ordnet sie vielmehr der Thematologie zu:

It might therefore not be too far-fetched to argue that literary imagology – or parts of its research program – form just a special branch of thematics or topos studies addressing a certain group of motifs or topoi, namely certain countries and their inhabitants as they continue to feature in literary texts throughout the centuries. (49)

Mit dieser terminologisch durchaus problematischen Zuordnung wird weder im ernsthaften Sinne ein erkenntnistheoretisches Problem gelöst, noch das der komparatistischen Methodologie: Denn die Imagologie als Teilbereich der Thematologie zu bezeichnen, verschiebt höchstens das disziplinäre Problem, da die Thematologie nun auch nicht gerade ein klar definiertes terminologisch konsolidiertes Terrain ist. Allein die implizite Gleichsetzung von ›motif‹ und ›topos‹ zeigt das mangelnde Problembewußtsein in diesem Bereich.

Wichtiger aber als die Positionierung innerhalb der Disziplin ist die terminologische Diskussion und Innovation, die der zweite Teil der methodologischen Ausführungen bietet. Hier wird unterschieden zwischen ›Image‹ und ›Stereotyp‹, was nicht durchgängig in der Fachdiskussion üblich ist. Vor allem aber kommt es zur Definition des neuen Begriffes ›imagene‹. Dieser Neologismus steht in Differenz zu dem von Leerssen gesetzten Begriff des ›imageme‹, womit Leerssen ein tief sitzendes Muster, eine Blaupause der nationalen Charakterisierungen meint.¹¹ Ditze schreibt dagegen:

[...] the use of the term ›image‹ in the current study will be limited to denoting the conception, idea or view a certain character featuring in a work of fiction or the (implied) author of that specific work of fiction himself holds and/or voices of his own country and its people (›auto-image‹) or of a foreign country and its people (›hetero-image‹). A national image should be regarded as a cluster of features, that is image facets or, to coin a new term, ›imagenes‹ which are applied by a *single* person or character to a certain country and its people, be it his own country (›auto-imagenes‹) or a foreign country (›hetero-imagenes‹). (51)

11 Leerssen, Joseph Theodoor: The Rhetoric of National Character: A Programmatic Survey. In: Poetics, Bd. 21.1 (2000), 265-292, hier 270 und 279.

Auto- und Hetero-Image einer Nation setzen sich aus den Bausteinen der ›imagenes‹ zusammen, die ihrerseits nicht normativ verstanden werden dürfen. Die Wertigkeit jedes einzelnen ›imagenes‹ hängt vom jeweiligen Kontext ab. Ditze führt als Beispiel die amerikanische Vulgarität an, die einerseits als Mangel an Kultur negativ oder als Befreiung von sozialen Restriktionen positiv besetzt sein kann oder auch neutral bewertet wird. Die Semantik eines ›imagenes‹ kann als Substanz, seine Wertigkeit als Akzidenz begriffen werden (vgl. 52). Das heißt also, daß die ›images‹ in einzelne ›imagenes‹ aufgespalten werden, um eine Vergleichbarkeit der einzelnen Elemente zu ermöglichen. Wichtig ist weiterhin die Unterscheidung von ›Image‹ und ›Stereotyp‹: Dem ›image‹ gegenüber definiert Ditze die ›stereotype‹ als nicht-individuell:

[...] the notions ›image‹ and ›stereotype‹ can be established as distinct categories of analysis on the basis of two *causae partitionis*. Firstly, an image – defined as a cluster of features or imagenes – is always held or voiced by an *individual* be it a fictitious character or the (implied) author himself while a stereotype is a cluster of features that, by definition, remains *invariant* and resistant to change for a certain period of time while an image is a potentially *variant* cluster of features. Stereotypes are those features regarded as ›typical‹ of a certain country and its people that have attained invariance in the sense of Blaicher's ›konstante Dominanten‹¹² due to repetition and processes of intertextuality. (55)

Da jedoch eine vollständige Konstanz der Stereotypen nicht zu erwarten ist, spricht Ditze eher von ›stereotypical features‹, die in den Werken verschiedener Autoren durch die Geschichte immer wieder auftauchen. Insgesamt wird also zwischen dem ›image‹ (individuell und veränderlich), das aus ›imagenes‹ besteht, und der ›stereotype‹ (überindividuell und weitgehend unveränderlich) unterschieden. Diese Differenzierung erscheint als durchaus sinnvoll, und es wird abzuwarten sein, inwiefern sie in der Fachdiskussion aufgenommen wird. Mit dieser begrifflichen Klärung ist für Ditze jedoch nur die Grundlage einer strukturalistischen Untersuchung geschaffen, die sich im weiteren auf eine ganze Reihe hier nur teilweise zu nennender, aber im Detail nicht zu diskutierender Strukturmerkmale der ›imagenes‹ richtet. Dabei bezieht sich Ditze lediglich auf die Realien¹³ (56), nicht aber auf die Handlung der analysierten Romane. Das entwickelte Modell wird als transhistorisch und universell angesehen und unterscheidet zwischen der »Personal Dimension«, der »Transpersonal Dimension« und der »Non-Personal Dimension«. Diese werden wiederum in unterschiedliche Substrukturen aufgelöst, die nur tabellarisch zu erfassen sind. Beispielfhaft sei genannt, daß die »Personal Dimension« wiederum in die »Exteriority (Physical Body)«, die »Sociality (Diachronic and Synchronic Relations)« und die »Interiority (Psyche)« zerfällt. Diese werden in mehrere und nicht abgeschlossene Untereinheiten zerlegt, was zu einem Schaubild führt (58), das keineswegs den Eindruck erweckt, vollständig oder umfassend zu sein. Die einzelnen Strukturmerkmale werden in unterschiedlicher Ausführlichkeit erläutert und bilden das Raster, mit dem die fünf gewählten Romane untersucht werden. Jeweils ein Werk aus jeder Dekade der Nachkriegszeit wird diesem Muster entsprechend auf die jeweiligen ›images‹ und die diese konstituierenden ›imagenes‹ hin untersucht. Schließlich werden aus den mindestens in zwei verschiedenen Romanen vorkommen-

12 Blaicher, Günther: Das Deutschlandbild in der englischen Literatur. Darmstadt 1992, 6.

13 »Characters and items of setting« nach Chatman, Seymour: Story and Discourse: Narrative Structure in Fiction and Film. Ithaca, London 1978, 19.

den ›imagines‹ die nationalen Stereotypen rekonstruiert und in einer Tabelle aufgeführt, die der oben genannten Struktur entspricht. Bei den gewählten Romanen handelt es sich um:

Evelyn Waugh's *The Loved One: An Anglo-American Tragedy* [TLO] (1948),
 Graham Greenes *The Quiet American* [TQA] (1955),
 Kingsley Amis' *One Fat Englishman* [OFE] (1963),
 David Lodge's *Changing Place: A Tale of Two Campuses* [CP] (1975),
 J.G. Ballards *Hello America* [HA] (1981).

Für die oben schon genannte Kategorie ›Personal Dimension/Exteriority (Physical Body)‹ ergeben sich folgende Ergebnisse:

›standardization (TLO, TQA, HA)‹,
 ›uniformity (TLO, TQA, HA)‹,
 ›artificiality (TLO, TQA)‹,
 ›sterility (TLO, TQA)‹,
 ›heterogeneity (OFE, CP)‹.

Die hier zitierte tabellarische Zusammenfassung steht selbstverständlich nicht monolithisch im Text, sondern wird ausführlich in den entsprechenden interpretatorischen Passagen erarbeitet und diskutiert. Die Textinterpretation ist außerordentlich interessant und ergiebig, wenn auch stellenweise allzu ausführlich. Daß jeder einzelne Roman in das starre strukturalistische Analyseraster gebracht wird, fällt dabei über weite Strecken kaum auf. Die Rekonstruktion der Stereotypen nimmt dagegen kaum mehr als zehn abschließende Seiten in Anspruch. So werden also gut hundert Seiten Methodologie von jeweils etwa fünfzig Seiten für jeden der fünf Romane gefolgt, während auf den letzten zehn Seiten das Destillat gewonnen wird. Für den Leser – wie der Rezensent hier die eigene Lektüre mutig zu verallgemeinern wagt – eine seltsame Erfahrung. Der starke Gegensatz zwischen der strukturalistischen Methode auf der einen Seite und der in die äußere Form dieser Methode gebrachten Interpretation der Romane auf der anderen Seite wollen nicht recht zusammenfinden. Die Tabelle spiegelt keineswegs die Lektüererfahrung wider und läßt eine gewisse Ratlosigkeit zurück, da die Nennung der Stereotypen in der Tabelle nichts mit dem komplexen Vorgang der literarischen Bedeutungskonstitution zu tun hat: Daß in allen fünf Romanen stereotyp Amerikas ›material affluence‹ (355) aus britischer Perspektive konstatiert wird, ist weder überraschend, noch bedarf es zu dieser Erkenntnis der Lektüre der Romane. Wie das Einkommensgefälle in den einzelnen Texten literarisch funktioniert, ist dagegen jeweils höchst spannend. Als Fazit bleibt die Frage, inwieweit der große methodische Aufwand der strukturalistischen Analyse im Verhältnis steht zu den Ergebnissen und ihrer Qualität. In Zeiten des Methodenpluralismus mag die Rückbesinnung auf den Strukturalismus als Retrogeste gar modischen Reiz haben, aber ob sie zukunftsweisend ist, mag bezweifelt werden. Dies sei gesagt, ohne die Verdienste der Arbeit um die Fachdiskussion und im interpretatorischen Detail zu schmälern!

Pascal Nicklas